JULIA K. KNOLL
Elfen
blüte
Wiesengrün
5
im.
pre
ss

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press
Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH
© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2015
Text © Julia Kathrin Knoll, 2015
Lektorat: Konstanze Bergner
Umschlagbild: shutterstock.com / © Zaretska Olga / © Vojislav Markovic
Umschlaggestaltung: formlabor
Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck
Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral
Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund
ISBN 978-3-646-60115-2
www.carlsen.de

JULIA K. KNOLL

Elfen blüte

Wiesengrün

5

IM KERKER

»Ist dir kalt?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, reichte der Inquisitor ihr eine Decke durch die schmalen Gitterstäbe, hinter denen er sie eingeschlossen hatte. Aus Stolz hätte Lilly am liebsten abgelehnt, doch es war tatsächlich eisig hier unten, tief in den mittelalterlichen Verliesen unter dem alten Rathaus.

Noch immer glaubte sie den Druck der Pistole zu spüren, die der Bürgermeister ihr in den Rücken gepresst hatte, um sie hierherzubringen. Dann war er verschwunden und hatte den Priester zu ihrer Bewachung abgestellt. Jetzt saß sie da wie ein Hund im Käfig und starrte abwechselnd die Folterinstrumente an der Wand und ihren Kerkermeister an.

Ob Alahrian vor fast vierhundert Jahren in derselben Zelle gesessen hatte? Waren die eisernen Zangen, Dornen und Spieße noch immer die gleichen? Hatten die grässlichen Instrumente an der Wand einst *sein* Blut gekostet? Lilly erzitterte bei dem Gedanken und Tränen wollten ihr in die Augen schießen.

Der Priester folgte ihrem Blick und deutete ihn falsch. »Dir wird nichts geschehen«, erklärte er beruhigend. »Wir haben nicht vor, dir etwas anzutun. Wenn dein Freund sich kooperativ zeigt, wirst du innerhalb kürzester Zeit hier herauskommen, versprochen.« Er lächelte aufmunternd. Hätte Lilly das blasse, weiche Gesicht nicht zur grausamen

Fratze verzerrt in Alahrians Erinnerungen gesehen, sie wäre fast versucht gewesen, den Mann für harmlos, ja, für vollkommen ungefährlich zu halten. Er hatte tiefe Schatten unter den Augen, die Wangen waren unrasiert, die Hände zitterten. Er schien nervöser zu sein als Lilly. Mehr noch: Er hatte Angst.

Lilly selbst spürte beinahe keine Furcht. Das war seltsam, denn hätte sie nicht eigentlich völlig außer sich sein sollen? Sie war gekidnappt, entführt und eingesperrt worden – und das von zwei Männern, die Alahrian fast zu Tode gefoltert und dafür von einem unheimlichen Schattenwesen zur Unsterblichkeit verflucht worden waren. Genug Gründe also, um auf der Stelle in heillose Panik zu verfallen. Und doch war Lilly fast unheimlich ruhig. Vielleicht, weil die Angst zu groß, zu unermesslich war, um sie in ihrem vollen Ausmaß zu erfassen. Irgendwo in ihrem Unterbewusstsein lauerte sie, die Furcht, doch Sorgen machte sich Lilly nur um Alahrian.

Er würde kommen, so viel stand fest. Er würde kommen, um sie zu retten. Doch was würde dann mit ihm geschehen?

»Was haben Sie mit ihm vor?«, fragte sie laut den Inquisitor.

»Mit deinem Freund?« Der Mann zuckte mit den Schultern. »Nichts. Er soll uns nur einen kleinen Gefallen tun.«

Angespannt biss sich Lilly auf die Lippen. Sie hatte keine Ahnung, welche finsteren Pläne die beiden Widerlinge schmieden mochten, doch die hässlichen, eisernen Apparate an der Wand verhießen nichts Gutes. Sie hatten schon einmal sein Blut getrunken … Lillys Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen.

»Du solltest dir wegen des Jungen vielleicht etwas weniger Gedanken machen«, bemerkte der Inquisitor mit einem Hauch von Spott in der Stimme. »Hast du eine ungefähre Ahnung, *was* er ist?«

Da richtete sich Lilly auf und funkelte den Mann böse an. »Mehr als Sie!«, entgegnete sie patzig.

Der Priester ignorierte ihren Tonfall. »Nun, dann weißt du ja, dass ihm kaum etwas passieren kann.«

»Haben Sie ihn deshalb foltern lassen?«, fragte Lilly provozierend und spürte plötzlich eine heiße, lodernde Woge von Zorn in sich aufsteigen.

Mit einer gewissen Genugtuung registrierte sie, wie ihr Gegenüber zusammenzuckte. Das blasse Gesicht verlor noch mehr an Farbe. »Er ist … anders«, befand der Priester unsicher. »Er ist kein Mensch!«

Sogleich erkannte Lilly eine nur halb vernarbte Wunde, eine Schwachstelle, und bohrte den Stachel instinktiv weiter hinein. »Und weil er kein Mensch ist, ist es in Ordnung, ihm weh zu tun?«, bemerkte sie hart. »Nächstenliebe … Mitleid … Vergebung … Dürfen *Sie* entscheiden, für wen diese Dinge gelten – und für wen nicht?«

Wieder zuckte der Mann zusammen. »Es waren andere Zeiten damals«, entgegnete er mit gesenktem Blick. »Er ist … seine Haut leuchtete im Dunkeln … Er konnte über frisch gefallenen Schnee laufen, ohne Spuren zu hinterlassen, und seine Augen …« Er schauderte. »Er sah wie ein Dämon aus und er verfügte über Kräfte, die ihm nur der Teufel verliehen haben konnte!«

»Er ist kein Dämon!«, schrie Lilly wütend. »Er ist …« *Er ist ein Engel,* hatte sie sagen wollen. Aber das wäre vielleicht missverständlich gewesen. Also fing sie mit Mühe den Blick des Priesters auf, zwang sich, den Mann durchdringend anzusehen, und meinte ernst: »Er ist etwas Gutes.«

Ein schmerzliches Lächeln huschte über die Lippen des Inquisitors. »Bist du dir da so sicher?«, fragte er scharf.

»Natürlich!« Fast verzweifelt zog sich Lilly an den Gitterstäben hoch und sah den Mann weiterhin fest an.

Der jedoch starrte ins Leere. »Damals hieß es, Hexen und Zauberer soll man nicht leben lassen«, bemerkte er tonlos, mehr zu sich selbst, als zu Lilly. »Ich war überzeugt, das Richtige zu tun.«

»Und *das* hier?« Lilly rüttelte an den Gitterstäben. »Ist dies das Richtige?«

Sie sah das Aufblitzen von Zweifel in den Augen des Priesters, sah die Unsicherheit, das Zögern … und die *Schuld*. Sie brachte ihn fast um, die Schuld.

Aus einem Instinkt heraus, alles auf eine Karte setzend, sagte Lilly: »Sie müssen nicht tun, was der Bürgermeister von Ihnen verlangt.«

Überrascht, ja, geradezu schockiert, blickte der Inquisitor auf.

Lilly hatte ins Blaue geschossen – und ins Schwarze getroffen. »Lassen Sie mich frei«, bat sie, fest, eindringlich und beschwörend. »Das ist vielleicht Ihre Chance, etwas von den Verbrechen von damals wiedergutzumachen.«

Einen winzigen Moment lang blitzte ein sonderbarer Funken eines tiefen, inneren Kampfes in den Augen des Priesters auf; einen winzigen Moment lang schien die Waagschale sich langsam, ganz langsam in Lillys Richtung zu neigen. Doch dann wich der Mann mit einem Aufschrei vor ihr zurück bis an die Wand, als hätte sie ihn bedroht.

»Nein!«, schrie er mit überschnappender Stimme. »Ich habe bezahlt für das, was ich getan habe! Vierhundert Jahre lang! Vierhundert Jahre lang war ich ein unsterbliches Monster, ein *Ding* wider der Natur! Es ist genug! Es *muss* endlich genug sein …« Mit einem Laut, der fast wie ein Schluchzen

klang, sank er an der Wand herab. »Ich kann dich nicht gehen lassen. Nicht, ehe das hier vorbei ist.«

»Aber –«

»Halt den Mund!«, brüllte er sie an und fuhr auf, als hätte er einen Schlag erhalten. »Sei endlich still!« Jede Spur von Freundlichkeit war aus seinem Gesicht gewichen; die Augen flackerten wild, die Lippen waren zu einer Maske verzerrt.

Nun war es Lilly, die zurückwich. Aber es gab nichts, wohin sie hätte fliehen können. Hinter ihr war nur kalter, rauer Stein, vor ihr prangten die undurchdringlichen Gitterstäbe.

Fast war sie erleichtert, als sich die Tür der dunklen Kammer öffnete und der Bürgermeister eintrat. Auf das Antlitz des Inquisitors trat sogleich ein fragender Ausdruck.

Der Bürgermeister grinste breit. »Unser leuchtender Freund ist brav wie ein Lämmchen«, versicherte er selbstzufrieden.

»Dann wird er es tun?« Unverhohlene Nervosität schwang in der Stimme des Priesters mit.

»Gewiss.« Der Bürgermeister trat an Lillys Zelle heran und strich fast zärtlich über die Gitterstäbe. »Er will ja nicht, dass seiner Liebsten ein kleiner Unfall widerfährt, nicht wahr?«

»Was haben Sie vor?«, rief Lilly wütend. »Was soll dieser Unsinn?« Nicht zu fassen, dass Anna-Maria niemals gemerkt hatte, was für ein durchgedrehter Irrer ihr Vater war … Lilly hätte Mitleid für sie empfunden, wäre nicht ihre gesamte Sorge auf Alahrian gerichtet gewesen.

Frustriert starrte sie die Gitterstäbe an. Warum nur hatte sie keine dieser erstaunlichen *Liosalfar*-Fähigkeiten geerbt? Dann hätte sie mit einem Laserblitz das Eisen durchtrennen und vielleicht entkommen

können. Stattdessen war sie diesen beiden einer grausamen Vergangenheit entsprungenen Gestalten hilflos ausgeliefert. Wenn sie nur gewusst hätte, was sie planten!

Der Bürgermeister jedoch ignorierte sie, als sei sie nur ein lästiges, in einem Glasgefäß eingesperrtes Insekt. Schulterzuckend wandte er sich ab, zerrte eine Pistole unter seinem Jackett hervor und warf sie achtlos auf einen länglichen, grob gezimmerten Tisch, der vielleicht früher einmal eine Streckbank gewesen war oder etwas ähnlich Furchtbares. Lilly drehte sich fast der Magen um, wenn sie an all die Grässlichkeiten dachte, die innerhalb dieser Mauern geschehen waren.

»Hoffentlich beeilt er sich«, murrte der Bürgermeister und steckte sich ungeduldig eine Zigarette an. Seine freie Hand spielte mit der Pistole auf dem Tisch.

Lilly beobachtete ihn, nun doch angstvoll.

»Muss das mit der Waffe denn wirklich sein?«, zischte der Priester halblaut. »Den Elfen können wir ohnehin nicht damit verletzen, und das Mädchen …«

Der Bürgermeister grinste wieder. »Wir können ihn nicht *töten* damit«, präzisierte er genüsslich. »Aber verletzen sehr wohl! Die Pistole ist mit Kugeln aus feinstem Edelstahl geladen …« Ein nahezu beseelter Ausdruck trat auf sein Gesicht, sanft glitten seine Finger über die Waffe. »Mich würde interessieren, wie lange ihn das aufhält …«, sinnierte er träumerisch. »Wenn man ins Herz schießt … oder in die Luftröhre …«

Lillys Finger krampften sich um die Gitterstäbe der Zellentür, bis sie glaubte, ihre Knochen müssten darunter zersplittern. Mit einem Mal war sie sehr froh, die Stäbe vor sich zu wissen. Denn hätte es sie nicht gegeben, wäre der Weg frei gewesen. Frei, um nach vorn zu preschen und dem

Bürgermeister den Hals umzudrehen. Und es wäre ihr ganz egal gewesen, was daraufhin mit ihr geschah …

So aber stand sie zitternd vor Zorn in ihrem Gefängnis und hoffte wider jede Vernunft, wider jeden Selbsterhaltungstrieb, Alahrian würde *nicht* kommen, um sie zu retten.

Aber natürlich kam er.

Ein ungeheures Krachen und Poltern ertönte plötzlich über ihnen, ein Geräusch, als platzten große Felsbrocken auseinander – oder als sprengte jemand eine Tür auf, um sich Zutritt zu diesem Gebäude zu verschaffen.

Die Augen des Bürgermeisters begannen zu leuchten. »Er kommt …« Blitzschnell griff er nach seiner Waffe.

Kaum eine Sekunde später erschien Alahrian in dem winzigen, unterirdischen Raum. Lillys Herz begann zu flattern, vor Freude, vor Sorge … Sein Anblick jedoch raubte ihr vor Schreck den Atem.

Das Wesen, das da hoch aufgerichtet den Raum betrat, schien kaum mehr etwas gemein zu haben mit dem Alahrian, den sie kannte. Weißes Feuer brannte unter seiner Haut, greller als sie es je gesehen hatte; so hell gar, dass es ihr die Tränen in die Augen trieb, wenn sie versuchte, auch nur in seine Richtung zu blicken. Und obwohl Alahrian in einem nie gekannten Leuchten erstrahlte, schien er gleichzeitig von Dunkelheit erfüllt. Schwärze umwogte ihn, stofflicher als nur die Abwesenheit von Licht; ein Mantel aus samtiger Finsternis, gewoben aus tiefster, mondleerer Nacht. Das Schlimmste aber waren seine Augen: Sie waren nicht mehr blau, ja, nicht einmal mehr violett, wie sonst, wenn er wütend war. Sie waren *schwarz*, von einem lichtschluckenden, vernichtenden Schwarz. Zwei endlos tiefe Abgründe, in weiß glühende Lava gemeißelt.

»Nun?«, wisperte der Inquisitor neben ihr. »Glaubst du immer noch, dass er *kein* Dämon ist?«

»Ja«, erwiderte Lilly fest und zwang sich, den Blick auf Alahrian ruhen zu lassen, obwohl es in den Augen wehtat. »Ja, das glaube ich.«

Wo Licht ist, da ist auch Schatten …

In einer seltsam instinktiven – und völlig sinnlosen – Abwehrgeste hob der Bürgermeister die Pistole und richtete sie auf Alahrian.

Etwas Silbriges flog durch die Luft, bohrte sich mit einem dumpfen Laut durch die Handfläche des Bürgermeisters und nagelte ihn an die Wand. Polternd entglitt die Waffe seinen Fingern.

Lilly glaubte zuerst, es sei ein Lichtblitz gewesen, doch es war ein langer, schlanker Dolch mit einem silberfarbenen Griff.

Der Bürgermeister kreischte auf, zerrte mit der unverletzten Hand die Klinge heraus und starrte Alahrian mit einem Ausdruck mörderischer Wut im Gesicht an.

Doch Alahrian zuckte nicht einmal mit der Wimper. »Lass sie frei«, forderte er mit einer Stimme, die wie Donnergrollen von den Wänden widerhallte; eiskalt, mitleidlos und tödlich.

Sein Blick suchte den Lillys und als er sie ansah, drang ein Funken von goldener Wärme in seine pechschwarzen Augen vor. Dann jedoch lachte der Bürgermeister schrill auf – und der Hass und der Zorn und der Schmerz kehrten zurück.

»Wo ist das Wesen?«, fragte der Bürgermeister erstaunlich gelassen und schüttelte seine blutige Hand aus. Lilly sah mit Grausen, wie die hässliche Wunde sich bereits zu schließen begann. »Hast du es mitgebracht?«

Alahrians Blick stach wie ein eisiger Splitter in den des Bürgermeisters. »Lass sie frei!«, donnerte er noch einmal. Diesmal schwang sämtliche Gewalt seiner unheimlichen, magischen Autorität in seiner Stimme mit, geeignet, den Willen eines gewöhnlichen Sterblichen wie dünnes Papier zu zerfetzen. Doch der Bürgermeister war kein gewöhnlicher Sterblicher.

»Zuerst erfüllst du deinen Teil der Abmachung«, entgegnete er kühl. »Ich traue dir nicht, Dämonenbrut!«

»Das solltest du auch nicht!« Alahrian hob die Hand, deutete auf die Folterinstrumente an der Wand und schloss dann langsam die Finger zur Faust. Die schweren, aus massivem Eisen geformten Geräte zerbröselten zu Staub wie trockene Brotkrumen in einer Kinderhand. »Aber du solltest mich auch nicht reizen«, fuhr Alahrian fort; jede winzige Geste, jeder Atemzug eine eiskalte, eine tödliche Drohung.

»*Lass sie frei!*«, wiederholte er zum dritten Mal.

Der Bürgermeister rührte sich nicht, der Inquisitor aber wandte sich mit seltsam abgehackten, mechanischen und doch sehr schnellen Bewegungen um, steckte den Schlüssel in die schwere Gittertür und öffnete sie.

Was hatte Alahrian einst gesagt? Der Zwang funktioniert nur, wenn die Person ohnehin schon unsicher ist …

Lilly stürzte mit einem Satz nach vorne und wollte sich in Alahrians Arme werfen, doch der Bürgermeister hielt sie mit einem brutalen Stoß zurück. »Nicht so hastig, mein Fräulein!« In der widerwärtigen Karikatur einer Umarmung hielt er sie fest und drückte ihr den silbrigen Dolch gegen die Kehle.

Alahrian schrie auf und wollte auf den Bürgermeister losgehen, erstarrte jedoch mitten in der Bewegung, als der den Druck der Klinge nur

noch erhöhte. »Zurück!«, kreischte er Alahrian an. »Rühr dich nicht oder ich schlitze der Kleinen den Hals auf! Und keine weiteren Tricks, ich warne dich!«

Mit einem Ausdruck irgendwo zwischen Qual und Zorn trat Alahrian zurück, tiefer in die Schatten hinein, die ihn umgaben.

»Kein Funken!«, schrie der Bürgermeister. »Keine Bewegung!«

Alahrian rührte sich nicht. Das Leuchten unter seiner Haut flackerte auf – und zog sich zurück. »Okay«, sagte er hastig, seinen besorgten Blick auf Lilly gerichtet, die ihn angsterfüllt und voller Entsetzen ansah.

Ganz ruhig …, flüsterte Alahrian in ihre Gedanken hinein, weich und zärtlich, im krassen Gegensatz zu dem dunklen Wogen in seinen Augen. *Ich werde nicht zulassen, dass dir etwas geschieht … Niemals …*

Der Bürgermeister fragte laut: »Wo ist das Wesen?«

Und dann, von einer Sekunde auf die nächste, nahmen die Schatten hinter Alahrian plötzlich Gestalt an. Lilly hörte, wie der Bürgermeister scharf die Luft einsog, wie der Inquisitor mit einem angstvollen Wimmern zurückwich – und hielt selbst den Atem an.

Das Wesen war das Schönste, was sie jemals gesehen hatte, und zugleich das Schrecklichste. Es war von der Anmut einer Libelle und von der zerschmetternden Gewalt einer Flutwelle, von der Macht eines Vulkans und der lieblichen Grazie eines Sommermorgens auf einer blühenden Lichtung. Schwarze, glänzende Schwingen erhoben sich nur halb entfaltet über dem Rücken. Sie schienen Tod und Verderben mit sich zu bringen, aber auch ein Versprechen, eine singende, klingende Verlockung, süßer als Honigtau und so verheißungsvoll wie der Frühling.

Lilly hatte das Wesen – *Lilith* – in Alahrians Erinnerung gesehen, doch das war nichts im Vergleich zur Wirklichkeit. Sie konnte nicht aufhören,

es anzusehen; ihr Herz zitterte und frohlockte bei seinem Anblick. Und doch hatte sie das Gefühl, etwas in ihrem Inneren wollte sich krümmen und winden vor Angst.

»Ich bin die Königin der Schatten«, sagte das Wesen. »Die Göttin der Dunkelheit und die Herrin all deiner Albträume. Und du, Menschenwurm, du wagst es, *mich* zu rufen?« Ein vernichtender Blick aus Augen, die wie zwei erloschene Sterne Finsternis ausstrahlten anstatt Licht, traf den Bürgermeister. »Niemand erteilt mir Befehle!«

Der Bürgermeister stöhnte wie von Schmerzen, sein Körper zitterte unkontrolliert und doch sagte er: »Trotzdem bist du gekommen …«

»Um seinetwillen!«, donnerte das Wesen. Eine schwarze Schwinge, schneidend wie Glas und zart wie Samt und Seide, streichelte behutsam Alahrians Schulter. »Nicht deinetwegen!«

Der Bürgermeister wich zurück; sein Griff, mit dem er Lilly eisern umklammert hielt, lockerte sich jedoch nicht.

»Lass sie los!«, rief Alahrian finster. »Ich habe meinen Teil der Abmachung erfüllt. Nun tue, was du versprochen hast!«

Das Wesen hinter ihm regte sich. Auch die zweite Schwinge ruhte jetzt auf seiner Schulter. Es sah aus, als besäße er selbst Schattenflügel, und die merkwürdige Selbstverständlichkeit, mit der Alahrian die Berührung zuließ, schockierte Lilly einen Moment lang so sehr, dass sie sogar die Klinge an ihrem Hals vergaß.

Was hatte dieses Monster nur mit ihm gemacht? Was hatte es ihm angetan?

»Nein!«, erwiderte der Bürgermeister entschieden. Die silbrige Klinge löste sich nicht einen Millimeter von Lillys Kehle. »Erst soll der Dämon den Fluch zurücknehmen!«

»Was?« Überraschung klang in der seltsam melodiösen Stimme des Wesens, eine befremdlich menschliche Regung, die nicht so recht zu der albtraumhaften Erscheinung passen wollte. »Das ist es, was du willst? Deshalb hast du ihn gezwungen, mich zu befreien?«

»Ja!« Die Antwort war ein patziger Schrei, in dem ein Hauch von Verzweiflung mitschwang. »Vierhundert Jahre! Vierhundert Jahre musste ich mit ansehen, wie jeder Mensch, der mir etwas bedeutete, langsam zu Grunde ging! Ich bin ein Mensch! Ich will meine Menschlichkeit zurück!« Plötzlich zitterte die Hand, die den Doch hielt so sehr, dass Lilly angstvoll die Lippen zusammenbiss. »Lass mich altern wie jeder gewöhnliche Mensch!«, flehte der Bürgermeister. »Gib mir meine Sterblichkeit zurück!«

Das Wesen lachte. Es war ein Laut, der einen kalten Schauer über Lillys Rücken jagte. »Du verlangst Gnade von mir?«, fragte Lilith hart. »Von mir, einem Geschöpf, das keine Gnade kennt?« Sie schüttelte den Kopf. Ihre Schwingen peitschten die Luft, ohne Alahrian, der noch immer dicht vor ihr stand, auch nur zu streifen. »*Du* hattest keine Gnade für eines meiner Kinder!«, donnerte Lilith, den Bürgermeister vernichtend anfunkelnd, während sich die Schwingen sanft und liebevoll auf Alahrian hinabsenkten. »Auch du sollst niemals Gnade erfahren!«

»Dann stirbt das Mädchen!« Hart presste der Bürgermeister seine Waffe gegen Lillys Kehle.

»Nein!«, schrie Alahrian entsetzt. »Nicht!« Es war der Bürgermeister, der Lillys Leben in der Hand hatte; Alahrians bittender, verzweifelter Blick jedoch galt dem Wesen, dessen Schatten ihn wie eine Umarmung einhüllten. »Bitte!«, schluchzte er und das Leuchten unter seiner Haut flackerte.

Lilith ignorierte ihn. »Selbst wenn ich den Fluch zurücknehmen *wollte*«, wandte sie sich seltsam ruhig, fast nüchtern an den Bürgermeister, »ich kann es nicht.«

»Was?!« Der Bürgermeister keuchte vor Entsetzen.

Das Wesen deutete in einer spielerischen Geste auf Alahrian. »*Er* allein kann es.«

»Wie bitte?!« Alahrian erbleichte. »Aber … aber das ist -«

»Tue es!« Der Bürgermeister deutete mit der freien Hand auf Alahrian, als wollte er ihn damit aufspießen, während die andere noch immer Lilly umklammert hielt.

»Aber …« Alahrians Augen flackerten. Die Maske von Stärke, Macht und Unbesiegbarkeit, die ihn bisher wie ein Glorienschein umweht hatte, bröckelte. Hilfesuchend blickte er das Wesen hinter sich an.

»*Tue es endlich!*«, keifte der Bürgermeister und seine Stimme schien wie ein Messer in Alahrians Herz zu schneiden. Er begann plötzlich zu zittern, der Ausdruck auf seinem Gesicht ein Echo der Qualen, die in seinem Inneren vorgehen mochten.

»Ich … ich kann nicht!«, stammelte er völlig verstört. Sein fragender Blick glitt unsicher zwischen Lilly und dem Schattenwesen hin und her. »Bitte, ich … ich habe keine Ahnung!«

»Heb den Fluch auf!«, befahl der Bürgermeister unerbittlich. »Oder das Mädchen stirbt!«

»*Nein!!!*« In unermesslicher Pein schrie Alahrian auf.

Der Bürgermeister drehte die Klinge in seiner Hand um eine Winzigkeit. Das Messer schnitt in Lillys Haut und sie fühlte einen warmen Blutstropfen ihren Hals entlanggleiten.

Alahrian erbebte vor Entsetzen, das Licht unter seiner Haut pulsierte in einem irren Rhythmus, in den Augen toste flackernde Schwärze.

»Hör auf!«, wandte sich da plötzlich der Priester, der die ganze Zeit über kein einziges Wort gesagt hatte, an den Bürgermeister. »Du willst das Mädchen doch nicht wirklich töten! Sie ist ein *Mensch*, verdammt noch mal!«

Doch der Bürgermeistert hörte nicht auf ihn. Höhnisch starrte er Alahrian an. »An deiner Stelle würde ich mich ein wenig beeilen«, flötete er trügerisch freundlich. »Meine Hand wird langsam müde.« Grotesk zärtlich und sanft streichelte er mit der scharfen Klinge Lillys Hals.

Da sah Alahrian aus, als müsste er an Zorn, Angst und Hilflosigkeit vergehen. »Ich kann nicht!«, brüllte er verzweifelt. Mit Tränen in den Augen und am ganzen Leib zitternd drehte er sich zu Lilith um. »*Bitte!*«, wimmerte er gequält. »Sag mir doch, was soll ich tun?«

Im selben Moment stürzte sich der Inquisitor in dem irrationalen Versuch, Lilly zu befreien, auf den Bürgermeister. Zwar reichte seine Kraft nicht aus, um den stählernen Griff vollends zu lösen, doch für einen kurzen Augenblick war der Bürgermeister abgelenkt. Und dieser Augenblick reichte Alahrian, um mit einem blitzschnellen Lichtstrahl Lillys Peiniger die Waffe aus der Hand zu schlagen.

Wütend kreischte der Bürgermeister auf, stieß in einer wilden Geste den Priester beiseite – und ließ dabei Lilly endgültig los.

Mit einem Satz sprang Lilly nach vorn, war nach zwei hastigen Schritten in der Mitte des Raums und wollte sich in Alahrians Arme werfen – doch sie sollte ihn nie erreichen.

Mit einem zornigen, wahnsinnigen Schrei warf sich der Bürgermeister zu Boden, hob die Pistole auf, die da lag, und riss sie nach oben.

Der Priester zuckte instinktiv in seine Richtung, um ihn zurückzuhalten, Alahrian schoss einen weiteren Lichtblitz ab, doch sie reagierten beide zu spät.

Ein Schuss löste sich.

Dann ging alles ganz schnell: Lilly hörte Alahrian aufschreien, ein furchtbarer Pfeil aus grellweißer Helligkeit nagelte den Bürgermeister an die gegenüberliegende Wand – und vor ihren Augen waberte plötzlich ein seltsamer, nebelhafter Schleier, den sie kaum durchdringen konnte.

Einer bitteren Vorahnung folgend blickte sie an sich hinab und sah, wie sich ein nasser, purpurner Fleck auf ihrer Brust ausbreitete, behutsam wie eine im Blühen begriffene Rose. Im selben Moment spürte sie, wie ihr Herz zu zittern begann und wie die Atemluft allmählich ihren Lungen entglitt, aber sie fühlte keinen Schmerz. Es tat überhaupt nicht weh. Und das war seltsam. Hätte es nicht wehtun *müssen*?

Lilly presste die Hand gegen die Brust. Sie taumelte. Plötzlich war da eine merkwürdige Schwärze in ihren Gedanken, eine dunkle Mattigkeit, die sich rasend schnell ausbreitete. Mit einem Mal hatte sie nicht mehr die Kraft, auf eigenen Füßen zu stehen.

Alahrian fing sie auf und barg sie in seinen Armen, sein Gesicht über ihr, sein wunderschönes, von Schmerz verzerrtes Gesicht. Sie sah es wie durch einen Tunnel, sein Gesicht und nur noch sein Gesicht. Tränen schimmerten in den kristallenen Augen und eine entsetzliche Qual, die ihr das Herz zu zerreißen drohte – hätte es noch die Kraft gehabt, regelmäßig zu schlagen.

»Nein …«, flüsterte er, erstickt von Schmerzen, zitternd vor Verzweiflung. »Lilly, bitte, bleib bei mir … Verlass mich nicht! *Bitte!*«

Seine Traurigkeit tat so weh … wog viel schwerer als die Kugel in ihrer Brust … Lilly wollte ihn in die Arme schließen, wollte ihn trösten, ihm sagen, dass alles in Ordnung sei. Aber die Schwärze in ihrem Inneren war stark. Wie ein tosender Sog zerrte sie sie fort; ihr ganzer Körper war taub und kein Wort kam mehr über ihre Lippen.

Ich liebe dich …, dachte sie und blickte ehrfürchtig in das vollkommene Antlitz über ihr. *Ich liebe dich so sehr …*

»Nein«, schluchzte er und heiße Tränen fielen aus seinen Augen auf ihre kalten Wangen. Er hörte sie nicht. »Bitte … Lilly … Bitte … Geh nicht …«

Lilly wollte die Hand ausstrecken und seine Tränen trocknen, aber sie vermochte es nicht mehr. Die Dunkelheit breitete sich aus; eine warme, sanfte Dunkelheit, nicht Liliths vernichtende Schwärze. Alahrians Gesicht verschwamm vor ihren Augen. Sie fühlte seine Tränen, hörte seine Stimme ihren Namen rufen, dann ergab sie sich der weichen Hand der Dunkelheit, ließ sich sanft von ihr forttragen.

Das Letzte, was sie sah, war der explodierende Schmerz auf Alahrians zerrissenem Antlitz.

Dann nichts mehr.

Gar nichts mehr.

DUNKELHEIT

»NEEEEIN!!!«

Alahrian hörte sich selbst schreien. Er sah, wie Lillys Blut über seine Finger rann, fühlte, wie es ihm die Haut verbrannte, während er verzweifelt die Hände auf die schreckliche Wunde presste und es trotzdem nicht ungeschehen machen konnte. So viel Blut, so ungeheuer viel Blut …

All das nahm er mit geradezu grausamer Klarheit wahr und doch war sein gesamtes Bewusstsein in Dunkelheit gehüllt. Es schien, als hätte die Kugel ihn selbst getroffen, als wäre es sein eigenes Leben, das dort in purpurnen Strömen aus dem bereits reglosen Körper entwich.

Etwas in Alahrian starb.

Und etwas Neues, Wildes, von Schmerzen Gepeitschtes erwachte.

»Nein!«, schrie er immer und immer wieder. Unaufhörlich jagte er glühende, pulsierende Lichtimpulse durch Lillys Körper – seine gesamte Magie, all die Kraft, die ihm zur Verfügung stand.

Aber ihre Augen öffneten sich nicht. Leblos lag sie in seinen Armen, schön wie eine gebrochene Rose. Kein Atemzug entwich ihren Lippen, kein Herzschlag tanzte in ihrer Brust.

»Bitte!«, rief er hilflos. »Bleib bei mir … *Lilly* … Tue mir das nicht an! *Ich liebe dich!*«

Mit all seiner Liebe versuchte er sie festzuhalten, doch er konnte spüren, wie das Leben aus ihr herausfloss – ein goldener Strom, schnell und unaufhaltsam.

Alahrian konnte nichts dagegen tun. Er war einfach nicht stark genug …

Im selben Moment sprang er auf, drehte sich in einer blitzschnellen Bewegung um und blickte aus Augen, die blind waren von Tränen, zu Lilith auf. »Rette sie!«, schrie er mit der Kraft reinster Verzweiflung. »Rette sie! BITTE!«

Das Wesen regte sich nicht.

Alahrian warf sich vor ihm auf die Knie, krallte die blutigen Hände in die samtweichen Schwingen, würgte an dem Schmerz, der ihn zu ersticken drohte, und schrie. »Ich flehe dich an: Rette sie! Ich weiß, dass du es kannst! Bitte!«

Da glitt ein Lächeln über das marmorschöne Gesicht der dunklen Königin, eine kalte Hand streichelte sanft sein Gesicht, wischte die Tränen fort, die in heißen Strömen über seine Wangen rannen.

»Ich kann es«, erwiderte sie milde. »Aber ich werde es nicht umsonst tun -«

»Tue es!«, kreischte Alahrian in höchster Not. »Ich gebe dir alles, was du willst!«

»*Alles?*«

»Alles!« Alahrian sprang auf. Zitternd blickte er auf den bleichen, reglosen Körper zu seinen Füßen hinab. »Sie stirbt!«, wimmerte er voller Angst. »Bitte, hilf ihr!«

Dunkle Augen ruhten auf ihm, blickten prüfend direkt in sein Herz. »Du kennst den Preis …«, wisperte eine süße, melodische Stimme. »Bist du bereit, ihn zu zahlen, kleiner *Liosalfar*?«

»JA!« Alahrian sank zu Boden. Weinend zog er Lillys Körper in seine Arme, streichelte ihr blasses Gesicht, ließ Lichtfunken über ihre kalte Haut gleiten. »Sie stirbt!« Ein grausamer Schmerz zerriss sein Innerstes und zersplitterte die Stelle, an der einst sein Herz gewesen war – bevor Lillians aufgehört hatte zu schlagen. »Ich schaffe es nicht allein«, schluchzte er erstickt. »Du musst sie retten … Bitte! Ich tue alles … ALLES! Aber *bitte*: Rette sie!«

Und Lilith, die Königin der Schatten, beugte sich zu ihm hinab und tat, was er von ihr verlangte.

SEELENSPIEGEL

Als Lilly die Augen aufschlug, kitzelte warmes Sonnenlicht ihr Gesicht, über ihr spannte sich eine gewaltige, von Rosen umrankte Glaskuppel, glitzernd wie ein vielfach geschliffener Diamant. Sie lag in Alahrians Schlafzimmer, in seinem Bett. Er selbst saß neben ihr, eine Hand hielt die ihre umfasst, in die andere hatte er sein Gesicht vergraben. Goldenes Haar fiel über seine Stirn, die Augen waren geschlossen, Tränen quollen unter den gesenkten Lidern hervor. Blass und erschöpft sah er aus; um die Augen lagen violette Ringe, die Schatten aber waren verschwunden, das grellweiße Leuchten auch.

Sanft drückte Lilly seine Hand, um ihn zu trösten. Sofort blickte er auf. Ein Ausdruck von fragendem Erstaunen streifte sein Antlitz, ein kurzer Moment zweifelnder Anspannung, die sich in ein Strahlen grenzenloser Erleichterung auflöste. »Lilly …«, flüsterte er voller Hingabe, andächtig wie bei einem Gebet.

»Wie … wie geht es dir?« Er wollte das Gesicht abwenden, um die Spuren der Tränen zu verbergen, sie aber hielt ihn fest, strich ihm mit zwei Fingern zart über die Wangen, zeichnete die glitzernden Linien darauf nach.

»Was hast du?«, fragte sie behutsam. »Du siehst so traurig aus …«

Ein Laut fast wie ein ersticktes Lachen entglitt seinen Lippen. »Ich … ich dachte, du *stirbst*!« Entsetzen ließ seine Stimme erzittern, die Augen aber waren rein und himmelblau und ganz klar. Keine Schatten. Keine Dunkelheit.

Lilly lauschte in sich hinein. Ihre Gedanken bewegten sich zäh und träge, die Erinnerung tropfte langsam und splitterig in ihr Bewusstsein.

Der Kerker … das Wesen … der Schuss …

»Sollte ich das nicht?«, fragte sie unsicher. »Sterben? Sollte ich nicht eigentlich tot sein?«

Mit einer Hand tastete sie unter der Decke nach der Wunde auf ihrer Brust, aber da war nichts. Gar nichts. Ihre Haut war vollkommen glatt, sie empfand keinen Schmerz, keine Schwäche. Im Gegenteil: Sie fühlte sich so ausgeruht und lebendig wie selten zuvor. Dabei hatte sie doch *gespürt*, wie die Kugel in ihr Herz eingedrungen war! Mehr noch: Sie hatte den Tod gefühlt, die Dunkelheit …

»Elfenheilkunst«, wisperte Alahrian mit gesenktem Blick.

Lilly setzte sich auf. Die Decke glitt von ihrer Schulter und sie bemerkte, dass ihre Kleider – ihre blutigen Kleider – verschwunden waren. Sie trug eines von Alahrians weißen, spinnwebzarten Seidenhemden. »Du … du hast mich geheilt?«, fragte sie verblüfft.

Er sah nicht auf, wich ihrem Blick weiterhin aus. »Ich habe nur ein bisschen dabei geholfen«, gestand er leise. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, ein Zucken von unbestimmtem Schmerz erschütterte seine Lippen.

Der Schmerz ließ Lilly erschauern; sie fragte nicht weiter. Und es spielte auch keine Rolle! Sie war am Leben, er war bei ihr … Gab es sonst irgendetwas, das zählte?